

Die spirituelle Dimension der Partnerschaft

„Die spirituelle Dimension der Partnerschaft“, so lautet mein Thema, über das ich heute Abend hier sprechen soll. Dazu eine kurze Vorbemerkung: Was ist eigentlich Spiritualität? Vielleicht zuerst, was sie nicht ist. Sie ist nicht eine vergeistigte, weltferne und abgehobene Geisteshaltung, die die Wirklichkeit dieser Welt ausblendet und nur das private Seelengärtlein pflegt, nach dem Motto „Ich und der liebe Gott“.

Echte Spiritualität nimmt die Welt in den Blick, wie sie nun einmal ist, ohne Beschönigung, aber auch ohne Gejammer. Sie versucht vielmehr die Welt im Lichte Gottes zu sehen und in seinem Geist in ihr zu wirken. Aus diesem Grund muss ich auch etwas weiter ausholen und versuchen die Wirklichkeit in den Blick zu nehmen.

Soweit die Vorbemerkung, nun zur Sache:

Kaum ein Wort macht uns so zu schaffen wie das Wort ‚Einheit‘. Einheit unseres Landes - Einheit Europas - Einheit der Welt. Die Einheit unseres Landes und Europas mag uns zwar näher liegen, die entscheidende Herausforderung unserer Stunde im Unterschied zu früheren Zeiten aber ist die Einheit der Welt. Wir sind Weltgesellschaft geworden. Es geht nicht nur um das Haus Europa, sondern um das Haus der Menschheit, um das Weltenhaus.

Was irgendwo in der Welt passiert, geht auch uns an. Verkehr und Kommunikation, vor allem die Medien, haben mit ihren technischen Möglichkeiten die Menschen und Völker nicht nur einander näher gerückt. In Wirtschaft, Gesellschaft und Politik verstärken sich auch die wechselseitigen Einflüsse, Verflechtungen und Abhängigkeiten.

Es gibt die Schicksalsgemeinschaft „Menschheit“, die Schicksalsgemeinschaft „Eine Welt“. Sie stellt uns vor eine Verantwortung, die so global ist wie die Schicksalsgemeinschaft selbst. Jeder Provinzialismus des Denkens und Handelns ist uns versagt. Alle haben Verantwortung für das Schicksal aller. Die reichen Länder können auf Dauer nicht unbetroffen bleiben von dem, was sich in den armen Regionen der Erde ereignet. In einem Meer des Unfriedens und der Unterdrückung, der Armut und der ökologischen Zerstörung lässt sich keine Insel des Friedens und der Freiheit,

des Wohlstands und des Schutzes der natürlichen Lebensgrundlagen halten. Jeder derartige Versuch ist nicht nur moralisch verwerflich, er wäre auch faktisch zum Scheitern verurteilt. Schon heute erfahren die Industrieländer viele jener Waffen, die sie in die Entwicklungsländer verkauft haben, als Bedrohung für sich selbst. Schon heute kommt eine Flüchtlingsbewegung auf den Norden zu, die von der im Süden sich ausbreitenden Armut und kriegerischen Auseinandersetzungen ausgelöst ist. Schon heute ist abzusehen, dass die Abholzung der tropischen Regenwälder auch das Klima in unseren Breiten verändern wird. Eine Welt - oder keine!

Eigentlich klingt es ja sehr plausibel: Lokale Not - örtliche Solidarität, globale Not - weltweite Solidarität. Ganz so einfach ist das aber nicht. Globale Not - die steht außer Frage. Die bekommen wir jeden Tag zu hören und zu sehen. Aber die weltweite Solidarität als Antwort darauf, die ist in Frage gestellt. Ist sie überhaupt möglich? Jedenfalls lässt sie sich nicht nach Art eines syllogistischen Schlussverfahrens lösen oder gar im Wortspiel. Sie bedarf umso mehr der soliden Begründung, als Solidarität im eigenen Haus fraglich geworden ist.

Das Problem

Solidarität erwächst aus überschaubaren Verhältnissen, sie lebt davon, dass man sich selbst einbringen kann. Das ist in unserer differenzierten komplexen Gesellschaft immer schwieriger geworden. Schließlich wird die Solidarität in ihr immer weniger greifbar, nur noch verwaltet, aber immer weniger unmittelbar erlebt.

Vollends abstrakt wird sie auf der globalen Ebene. Weltweite Solidarität - die betrifft prinzipiell alle über sechs Milliarden Menschen. Ist das noch dieselbe Bewegung, die mich jemandem unter die Arme greifen lässt, der am Boden liegt? Verliert die Solidarität sich nicht selbst, wenn ihr Radius immer mehr ausgreift? Und ist nicht am Ende der, der mit allen solidarisch sein will, mit niemandem mehr solidarisch? Das Dilemma ist offenkundig.

Was überhaupt gehen uns Menschen an, die wir gar nicht persönlich kennen, mit denen wir nichts zu tun haben und die am anderen Ende der Welt leben? Hans Magnus Enzensberger spricht für viele: „Wir sollen uns die Namen von Gangstern merken, die wir kaum richtig aussprechen können, und uns um islamische Sekten,

afrikanische Milizen und kambodschanische Fraktionen kümmern, deren Beweggründe uns unverständlich sind und bleiben. Wer dazu nicht fähig ist, gilt als hartherziger Ignorant und als egoistischer Wohlstandsbürger, dem es gleichgültig ist, wenn andere leiden.“ Auf diese psychische und kognitive Zumutung reagiere - so Enzensberger - der Normalbürger sehr zu Recht mit innerer Notwehr. Nicht die Probleme anderer Völker, sondern die Sicherheit im eigenen Land habe Vorrang. Und ist weltweite Solidarität nicht gar eine europäische Allmächtsphantasie, Produkt jener neuzeitlichen Hybris, die in aller Welt paradiesische Zustände schaffen will und dabei nur allzu schnell in der Hölle des Totalitarismus landet?

Fragen über Fragen. Was antworten wir, um weltweites solidarisches Handeln zu begründen und es herauszulocken?

Gründe für eine weltweite Solidarität

1. Das »wohlverstandene Eigeninteresse«

Wenn Politiker auf die Entwicklungsarbeit zu sprechen kommen, begründen sie deren Notwendigkeit in aller Regel mit nationalen Eigeninteressen. Sie winken zum Beispiel mit zukünftigen Absatzmärkten. Oder sie deuten - nicht ohne moralischen Anspruch - die globalen Gefährdungen als globale Herausforderungen im Interesse des eigenen Landes. So sagte der damalige Bundespräsident Roman Herzog: „Wir brauchen ... eine Einstellung, die drei Erkenntnissen Rechnung trägt. Erstens: Die Risiken sind global. Sie liegen in einer sozialen, ökologischen, wirtschaftlichen und kulturellen Instabilität. Ich nenne nur Armutswanderungen und Flüchtlingsströme, Klimaveränderungen und Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen, Fundamentalismen jeder Art und grenzüberschreitende Kriminalität. Kein Land ist nur noch Nebenschauplatz. Zweitens: Wenn wir diese Risiken nicht vor Ort bekämpfen, kommen sie zu uns. Drittens: Deswegen entspricht es einem wohlverstandenen Eigeninteresse - nämlich einem Leben in Gesundheit, Wohlstand, Sicherheit und Frieden, wenn wir nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Regionen die Umwelt erhalten, der Armut entgegenwirken, die Marktwirtschaft fördern und daran mitarbeiten, dass Krisen erst gar nicht entstehen oder dass sie beigelegt werden, bevor sie zu Konflikten kriegerischer Art eskalieren.«

Eine solche Argumentation ist vom Selbsterhaltungswillen geleitet. Der deutsche Soziologe Ulrich Beck spricht von einer „Zwangssolidarität“: Wer nur an sich selbst denkt, sei durch die Risikolage zu solidarischem Handeln genötigt. Was ist dazu zu sagen?

Es ist gar nicht zu leugnen, dass die Folgen von Entwicklungsversäumnissen die ganze Menschheit treffen. Insofern ist internationale Kooperation ein Gebot der Stunde. Darauf hinzuweisen ist dringend notwendig. Ob aber der Schrecken der globalen Gefährdung tatsächlich weltweite Solidarität hervorruft? Zweifel sind angebracht.

In der einschlägigen Argumentation wirkt die Dritte Welt vornehmlich wie ein Gefahrenherd, erscheinen die Menschen dort als Umweltzerstörer und Drogenproduzenten, als unerwünschte Eindringlinge. Ob aus diesem düsteren Szenario die erwünschte Solidarität erwächst? Sie lebt von der Anerkennung der anderen, von guten Beziehungen zum gemeinsamen Wohl. Sollten wir zudem nicht besser auf den ungeheuren CO₂-Ausstoß im eigenen Land schauen, bevor wir mit der Gefährdung der Regenwälder durch brandrodende arme Leute drohen?

Der Kampf gegen Armut und Krankheit ergibt sich nicht als unmittelbare Konsequenz aus der globalen Vernetzung. Schon mehren sich die Stimmen, man müsse schließlich Hunger und Krankheit ihr Werk tun lassen. Neuere Evolutionstheorien beziehen den »survival of the fittest« durchaus auch auf die Menschen.

Wie Leonardo Boff zutreffend sagt, gibt es Millionen von Menschen, die nicht das „Privileg“ haben, ausgebeutet zu werden. Sie sind von den Kreisläufen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens ausgeschlossen. Mit ihnen kann man nicht einmal drohen wie mit einer Chaosmacht. Das gilt für ganze Länder, gerade in Afrika. Womit sollen etwa Mali und Burkina Faso den Industriestaaten drohen? Sie und andere Länder sind für den Norden uninteressant. Ihre Rolle als strategische Bollwerke im Ost-West-Konflikt hat sich erübrigt. Sie bringen weder unverzichtbare Rohstoffe, noch sind sie als zukünftige Märkte von besonderem Interesse. Vielleicht verfügen sie nicht einmal über klimabestimmende ökologische Reserven. Sie sind hoffnungslos abgehängt, einfach „überflüssig“. „Wenn Schwarzafrika heute in einem

Loch versänke, würde dies Europa wirtschaftlich kaum berühren“ (Erhard Eppler). - Ist das Interesse damit am Ende? Wer an diesem Punkt weiterfragt, muss über das „wohlverstandene Eigeninteresse“ hinausgehen.

Menschenrechte - ein universales Ethos

„Internationale Solidarität kann nur noch humanistisch begründet werden“, sagt der Entwicklungstheoretiker Ulrich Menzel. Für Investitionen in der Dritten Welt mögen wirtschaftliche, politische oder ökologische Begründungen ausreichen. Entwicklungsarbeit als Förderung einer integralen menschlichen Entwicklung kann sich damit nicht zufrieden geben. Sie muss sich ethisch verantworten.

Wie kann in einer Weltgesellschaft mit verschiedenen Weltanschauungen und Religionen eine gemeinsame „humanistische Begründung“ gefunden werden? Die Menschenrechte bieten die Möglichkeit, einen Konsens für eine umfassende Entwicklungszusammenarbeit zu gewinnen. Sicher sind sie zunächst in der westlichen Kultur beheimatet, es bleibt daher zu fragen, was aus anderen Kulturen in ein umfassenderes Menschenrechtsethos einfließen muss. Aber wir haben in den vorliegenden Menschenrechten bereits ein Fundament universaler Verantwortlichkeit, das auf einem breiten Konsens beruht. Der Universalismus der Menschenrechte darf nicht preisgegeben werden. Er stellt sicher, dass der Pluralismus der Kulturen nicht einfach in Relativismus zerfällt.

Was sind Menschenrechte? Sie gehen davon aus, dass den Menschen eine spezifische Würde eigen ist, die sie von ihren Mitgeschöpfen unterscheidet. Ungeachtet aller individueller Besonderheiten und kultureller Eigenarten gleichen sie sich im Hinblick auf das, was ihre Würde ausmacht und was ihnen aufgrund dieser Würde gebührt. Daraus ergeben sich Rechte, die dem Menschen (jedem!) zustehen, weil er Mensch ist. Sie benennen die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit jemand menschenwürdig leben kann. Es zeichnet die Menschenrechte aus, dass der Mensch in ihnen Vorrang hat vor Nation und Rasse. Sie sind also unvereinbar mit Rassismus und Nationalismus. Die nationale Zugehörigkeit ist ein nachgeordnetes Kriterium gegenüber dem Menschsein, gegenüber der Menschenwürde des anderen. Sie sind unteilbar in Nord und Süd, Ost und West, sie sind universal.

Von den Menschenrechten her lässt sich das Ziel aller Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit bestimmen: Es geht um die Herstellung menschenwürdiger Lebensverhältnisse für alle. Und das heißt: Es geht darum, dass alle Menschen die ihnen zustehenden Rechte wahrnehmen können. Die Menschenrechte sind Schutzrechte der Armen. Sie verlangen vom Staat bzw. der Staatengemeinschaft, die Armen gegen ungerechte Strukturen zu schützen.

Der universale Charakter der Menschenrechte enthält auch die Verpflichtung aller, die ökonomischen und sozialen Voraussetzungen zu ihrer Verwirklichung zu schaffen. Wer für sich Rechte fordert und in Anspruch nimmt, weil er Mensch ist, der würde den Kerngedanken dieser Menschenrechte verraten, wenn er es hinnähme, dass die Ausübung dieser Rechte anderen verwehrt bleibt. Die Pflicht zur Anerkennung und Verwirklichung der Menschenrechte endet nicht an den Staatsgrenzen.

Wir Christen haben unseren spezifischen Zugang zu den Menschenrechten. Den gilt es nicht zu verschweigen, sondern zu bezeugen, selbst wenn andere ihn nicht mitgehen können. Das mindert die Basis des Menschenrechtsbewusstseins nicht, sondern stärkt sie. Wer an den Einen Gott glaubt, kann den Ursprung der Menschheit auch nur auf eine Wurzel zurückführen: Alle Menschen sind Schwestern und Brüder. Die Menschheit als Völkerfamilie, das ist nach jüdisch-christlichem Verständnis ihr Schicksal und ihre Zukunft. Das ist eine ständige Relativierung aller Bande des Blutes und der Nation, nicht zuletzt auch des Besitzes.

Über die Waage hinaus

Der Philosoph Johannes Schwartländer hat darauf hingewiesen, dass die Menschenrechte „weder das Ganze der Wertvorstellungen noch das höchste Ethos“ seien. Das Ganze der Wertvorstellungen können sie nicht sein, da sie auf den Bereich des politisch-sozialen Lebens ausgerichtet sind und die Ebene des persönlichen Lebens und der menschlichen Begegnung nur indirekt berühren. Werte wie Dankbarkeit, Freundlichkeit oder Mitgefühl können in einer Ethik der Menschenrechte nicht angesprochen werden.

Die Menschenrechte sind auch nicht das „höchste Ethos“. Denn, so Schwartländer: „Die buddhistische Leidens- und Erlösungslehre, die christliche Liebe und der

christliche Heilsglaube - beide greifen offensichtlich in Sinntiefen, die menschenrechtliche Normen gewiss nie zu erreichen vermögen.“ Was den christlichen Glauben betrifft, so eröffnet er den Menschen eine Gerechtigkeit, die in den Maßstäben unseres üblichen Gerechtigkeitsdenkens nicht mehr zu fassen ist. Es geht um die Gerechtigkeit Gottes, von der Christen glauben, dass sie uns in Jesus Christus unwiderruflich begegnet ist.

Die Erfahrung dieser Gerechtigkeit weist in eine Lebenspraxis, die nicht mehr ausschließlich an einer Gerechtigkeit im Zeichen der Waage hängt. Davon spricht die Bergpredigt. Jesus traut dem Menschen, der der Liebe Gottes glaubt, Verhältnisse zu, in denen die Waage nicht waagerecht, sondern schief hängt - zugunsten der anderen. Das ist nicht Schwäche, sondern Stärke, die aus der „weit größeren Gerechtigkeit“ (Mt 5,20) erwächst. Es geht um jene schöpferische Liebe, die in kein Maß zu fassen und durch kein Gesetz zu fordern ist. Sie kommt dem anderen entgegen, wo er es nicht erwartet: sie beschenkt ihn, wo er es nicht erhofft. Von diesem „Überschuss“ der Liebe lebt letztlich auch die Verwirklichung der Menschenrechte.

Mehr denn je ist heute darauf hinzuweisen, dass der christliche Glaube trotz seines sittlichen Anspruchs keine bloße Ethik ist. Er kommt nicht als ein kategorischer Imperativ auf den Menschen zu. Die Grundbotschaft aus Jesu Leben, Sterben und Auferstehen an jeden Menschen heißt: Du bist von Gott geliebt, unbedingt bejaht und anerkannt. Amor, ergo sum - ich bin von Gott geliebt, also bin ich. Das ist der letzte Grund unserer Christen- und Menschenwürde. Diese Grundaussage steht vor allen Aufforderungen und Appellen. Christ wird man nicht mit dem kategorischen Imperativ: Du sollst, sondern mit dem kategorischen Indikativ: Du bist von Gott geliebt. Als Geliebte können wir leben.

Christen sind zuerst und vor allem an die verwiesen, denen ein eigenverantwortliches Leben bisher verwehrt geblieben ist. Die vorrangige Option für die Armen steht gegen alle paternalistisch-fürsorglichen Konzepte in der Entwicklungsarbeit. Sie will das Subjektsein derer fördern, die oft genug nur als Objekte behandelt werden. Sie will die Freiheit derer, die bisher nichts anderes kennen als die Knechtschaft

entwürdigender Verhältnisse. Sie will das selbstbestimmte Leben derer, die bislang nur Mittel für die Zwecke anderer sind. Für die Entwicklungsarbeit bedeutet dies, dass die Armen nicht von Planern und Strategen auf dem Schachbrett der Entwicklung wie Bauern herumgeschoben werden dürfen. Die Armen selbst müssen die primären Träger der Entwicklung sein. Nicht wir entwickeln sie, sie selbst entwickeln sich.

Ich denke, es erübrigt sich, an dieser Stelle drauf hinzuweisen, dass dies genau die Konzeption des Partnerkreises ist.

Als Getragene mittragen

Fängt man an, mit der universalen Solidarität ernst zu machen, sieht man sich nicht selten hoffnungslos überfordert. Sollen wir die ganze Welt schultern? Das hat selbst Herkules auf Dauer nicht geschafft. Der christliche Glaube kann die Kraft und den Mut geben, die Weltensituation vorbehaltlos wahrzunehmen, nichts an ihr zu beschönigen und doch im Vertrauen auf die Möglichkeiten Gottes mit den Menschen an einer Veränderung der Verhältnisse zu arbeiten. Glaube erscheint dann nicht mehr als Bremse einer Humanisierung der Welt, sondern als deren Motor, als deren Energiequelle gerade in Zeiten, in denen die Resignation den Impuls zum Handeln oft genug zu erdrücken droht. Diese Kraftquelle kann er sein, weil er eine Hoffnung für die Armen und Notleidenden hat, sogar für die Toten, weil er zudem eine Ahnung hat von Versagen und Schuld. Dass die Menschen im Prozess einer befreienden Gestaltung der Welt furchtbaren Verfehlungen unterliegen, verdrängt er nicht - hoffentlich auch nicht im Blick auf die eigene Geschichte. Trotzdem gibt er die Hoffnung nicht auf, dass dieselben Menschen zur Gestaltung einer besseren Welt fähig sind.

Genau hier sehe ich einen wichtigen Punkt für die Peru-Kreise unserer Diözese. Auch sie wollen nicht die ganze Welt auf einmal verändern, sondern beginnen ganz konkret an einem Punkt, in ihrem Partnerland Peru, in ihrer Partnergemeinde Yanaoca, Sicuani, Maranganie und wie sie alle heißen.

Eine Fabel erzählt von zwei Vögeln. Der eine liegt auf dem Rücken, die Beine starr gegen den Himmel gestreckt. Der andere Vogel fliegt vorbei, sieht das und fragt verwundert: „Was ist denn mit dir los? Warum liegst du auf dem Rücken und streckst

die Beine so starr nach oben?“ Der antwortet: „Ich trage den Himmel mit meinen Füßen. Wenn ich sie einziehe, stürzt der Himmel zusammen.“ In diesem Augenblick geht ein Windstoß durch den Baum. Ein Blatt löst sich und fällt raschelnd zu Boden. Erschrocken dreht sich der Vogel um und fliegt schnell weg. - Man könnte lachen über den Vogel, der sich so wichtig nimmt, dass er den Himmel tragen will, aber vor einem Blatt zu Tode erschrickt und sich aus dem Staub macht. Das ist ein himmelweiter Unterschied: Bilde ich mir ein, ich müsse den Himmel tragen, oder weiß ich, dass der Himmel trägt. Wer dessen gewiss sein darf, dass der Himmel trägt, der ist ganz in seinem Element, der hat Hände und Füße, Kopf und Herz frei, um die Solidarität in der Welt zum Zuge zu bringen.

Als Einzelne sind wir mit der weltweiten Solidarität überfordert, nicht unbedingt als Glied einer Gemeinschaft. Wenn sich eine Gemeinschaft, und hier konkret der Partnerkreis, diesem Anspruch stellt, kann der Einzelne seinen Beitrag leisten zum gemeinsamen Werk. Er ist eingebunden in ein Solidaritätsnetz. Das konkretisiert sich für uns auch in der ganzen Kirche. Sie ist ja in dieser Sache ganz besonders herausgefordert: nicht nur, weil die Liebe zu den Armen ihr ins Herz geschrieben ist, sondern weil die meisten Katholiken in der Dritten Welt leben.

Weltweite Solidarität wächst

Die Zweifel am Entstehen einer weltweiten Solidarität sind berechtigt, denn wenn es um die Solidarität schon vor Ort in unserer eigenen Gesellschaft so schlecht bestellt ist, dann doch erst recht um weltweite Solidarität. Wir sind, mögen die unermüdlichen Frauen und Männer in den Partnerkreisen und Eine-Welt-Gruppen sich sagen, die Letzten, die die Fahne der Bewegung gerade noch hochhalten. In unserer Ellenbogen-Gesellschaft denken jeder und jede nur noch an das Nächstliegende, an sich. Das Klagelied über die mangelnde Solidarität gab es zu allen Seiten. Mit dem Lamentieren ist niemandem gedient, und der Blick auf das, was ist, ist getrübt.

Alle Studien zum Thema ‚Solidarität‘ zeigen: Die Menschen sind viel besser, als man denkt; sie sind in Sachen weltweiter Solidarität viel weiter, als landläufig behauptet wird. Auch wenn es zweifellos viele Dinge gibt, die ihnen mehr auf den Nägeln brennen als die globale Not, so würden sie doch ein erheblich stärkeres Engagement

zugunsten der Dritten Welt mittragen - vorausgesetzt, sie haben die Gewähr, dass damit wirklich den Armen geholfen wird.

Die Untersuchungen haben gezeigt, dass die Zahl der kirchlichen Gruppen, die sich in irgendeiner Weise mit Belangen der Dritten Welt beschäftigen enorm gestiegen ist. Hier findet nicht nur die Dritte-Welt-Bewegung, sondern auch die Kirche ein Solidaritätspotential, das beide noch nicht voll entdeckt haben. Bei diesen Gruppen handelt es sich keineswegs nur um jugendbewegte Aktionsgruppen, die ständig wechseln. Die Mehrzahl der Gruppen ist schon seit Jahren aktiv, siehe Partnerkreis Yanaoca – 30 Jahre. Das Engagement im Eine-Welt-Bereich wird in hohem Maße von Frauen getragen, und die Gruppenmitglieder haben einen überdurchschnittlich hohen Bildungsgrad. Das alles steht offenkundig in starkem Kontrast zum Klagelied über mangelnde weltweite Solidarität. So schlecht sieht es damit gar nicht aus, gerade in den Kirchen nicht.

Menschen, die sich der Einen Welt verpflichtet wissen, entdecken wir heute weniger unter den Inhabern eines Vielfliegertickets des internationalen Jet-Sets, sondern viel eher unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der zahlreichen Nichtregierungsorganisationen. Dort finden sich die, die von der Einen Welt träumen und an ihr bauen. Die Vereinten Nationen scheinen bei ihren Konferenzen dem Erwachen einer globalen Zivilgesellschaft vermehrt Rechnung zu tragen. Sie tun gut daran. Und die Kirche ist gut beraten, nicht nur auf ihre offizielle Akkreditierung als Vatikanstaat bei solchen Versammlungen zu bauen. Sie sollte ihre Präsenz bei den oft kritischen Nichtregierungsorganisationen nicht weniger wichtig nehmen.

Christen kennen aus dem Evangelium die Gefahr der Trägheit und Schläfrigkeit gegenüber dem Ruf der Stunde. Sie werden jetzt, da eine neue Runde wissenschaftlich-wirtschaftlichen Fortschritts eingeläutet wird, nicht blind auf die Eigendynamik des technischen und gesellschaftlichen Fortschritts setzen. Sie stehen nicht unter dem Druck, die »neue Erde« selbst schaffen zu müssen, um vor sich selbst bestehen zu können. **Der Schrei der Armen und das Seufzen der Schöpfung übertönen in ihren Ohren die Schalmeien des Fortschrittsoptimismus. In diesem Schrei und in diesem Seufzen wird für sie die Stimme Gottes hörbar. Er ruft sie heraus**

aus den Absicherungen der modernen Gesellschaft. Er erinnert sie daran, dass das Heil für alle Menschen nicht erst am Ende eines langen Marsches zu Freiheit und Wohlstand beginnen soll - wer zählt die Opfer?! sondern schon jetzt. Christen werden deshalb unbequeme Zeitgenossen in unseren bequem eingerichteten Gesellschaften bleiben. Sie wissen, dass das Vorfindliche nicht alles ist und das Beste uns immer noch bevorsteht. Wir erwarten „einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt“ (2 Petr 3,13).